

Anja Weiß

Rassismus wider Willen

Ein anderer Blick auf eine Struktur
sozialer Ungleichheit

2. Auflage

ARBEIT GRENZEN POLITIK HANDLUNG METHODEN GEWALT SPRACHE WISSEN
SCHAFT DISKURS SCHICHT MOBILITÄT SYSTEM INDIVIDUUM KONTROLLE
ZEIT ELITE KOMMUNIKATION WIRTSCHAFT GERECHTIGKEIT STADT WERTE
RISIKO ERZIEHUNG GESELLSCHAFT RELIGION UMWELT SOZIALISATION
RATIONALITÄT VERANTWORTUNG MACHT PROZESS LEBENSSTIL DELIN
QUENZ KUNST UNGLEICHHEIT ORGANISATION NORMEN REGULIERUNG
IDENTITÄT HERRSCHAFT VERGLEICH SOZIALSTRUKTUR BIOGRAFIE KRITIK
WISSEN MASSEN MEDIEN EXKLUSION GENERATION THEORIE HIERARCHIE
GESUNDHEIT NETZWERK LEBENS LAUF KONSUM FREIHEIT BETEILIGUNG
GEMEINSCHAFT INFORMATION WANDEL DIFFERENZ WOHLFAHRTSSTAAT
ETHNIE BERUF RITUAL KÖRPER MODERNISIERUNG GESCHLECHT DEMOKRA
TIE EVOLUTION INTEGRATION KAPITAL REALITÄT KRIEG BILDUNG ALLTAG
KULTUR VERTRAUEN LIEBE WERBUNG GLOBALISIERUNG BEOBSACHTUNG
RECHT EXTREMISMUS STATISTIK INTERAKTION KRIMINALITÄT ZUKUNFT
ALTER ERKENNTNIS MORAL RAUM KLASSE STEUERUNG GELD ZIVILISATION
EMPIRIE AUFKLÄRUNG ARMUT ENTSCHEIDUNG TECHNIK MIGRATION ÖFFENT



Springer VS

Rassismus wider Willen

Anja Weiß

Rassismus wider Willen

Ein anderer Blick auf eine Struktur
sozialer Ungleichheit

2. Auflage

 Springer VS

Anja Weiß
Universität Duisburg-Essen,
Duisburg, Deutschland

ISBN 978-3-531-17976-6
DOI 10.1007/978-3-531-93342-9

ISBN 978-3-531-93342-9 (eBook)

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Springer VS

© Springer Fachmedien Wiesbaden 2001, 2013

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Springer VS ist eine Marke von Springer DE. Springer DE ist Teil der Fachverlagsgruppe Springer Science+Business Media.
www.springer-vs.de

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	9
Vorwort zur zweiten Auflage	11
Einleitung	15
1. Was ist Rassismus?.....	23
1.1 Probleme einer Gegenstandsbestimmung.....	23
1.1.1 Inhaltliche Abgrenzung von Rassismus.....	23
1.1.2 Anschlussfähigkeit mikrosozialer Ansätze zur Makroebene.....	30
1.1.3 Rassismus als Ideologie oder soziale Struktur?.....	36
1.1.4 Schlussfolgerungen.....	42
1.2 Ein Modell des Rassismus.....	43
1.2.1 Die Macht der Zuschreibung.....	44
1.2.2 Wandel und Stabilität von Rassismus.....	47
1.2.2.1 Herrschaft zwischen physischer und symbolischer Gewalt.....	48
1.2.2.2 Rassistisches symbolisches Kapital.....	50
1.2.2.3 „Rasse“ als objektive Struktur im sozialen Raum.....	54
1.3 Rassismus als symbolische Dimension sozialer Ungleichheit.....	58
2. Die interaktive Reproduktion von Rassismus.....	61
2.1 Rassistische Strukturen und Interaktion.....	62
2.1.1 Die Einbettung von Handlungen in ihren strukturellen Rahmen.....	62
2.1.2 Die Reproduktion rassistischer Strukturen in Interaktionen.....	65
2.1.2.1 Symbolische Kämpfe.....	65
2.1.2.2 Die habituelle Reproduktion rassistisch strukturierter Klassen.....	71
2.1.3 Die Grenzen der mikrosozialen Beobachtungsperspektive.....	74
2.1.3.1 Strukturen.....	75
2.1.3.2 Nicht intendierte Effekte.....	76
2.1.4 Fazit.....	79

2.2	Erhebungs- und Auswertungsverfahren.....	81
2.2.1	Gruppendiskussion und improvisierendes Rollenspiel.....	83
2.2.1.1	Gruppendiskussion als Meinungsforschung.....	83
2.2.1.2	Gruppendiskussion als Aktualisierung habituelle Übereinstimmung.....	85
2.2.1.3	Improvisierende Rollenspiele als Gruppenexperimente	87
2.2.1.4	Improvisierende Rollenspiele als glaubwürdige Darstellung der sozialen Welt	88
2.2.2	Diskurs und Praxis.....	94
2.2.3	Fazit.....	103
2.3	Zielgruppe	105
2.3.1	Feldphase.....	105
2.3.2	Auswahl der Gruppen.....	107
2.3.3	Überblick über die Gruppen	113
2.4	Fazit und Vorschau.....	121
3.	Antirassistische symbolische Kämpfe und ihre kurzfristigen Effekte	123
3.1	Was ist Antirassismus?.....	124
3.2	Handlungspraktische Probleme des interaktiven Antirassismus	129
3.2.1	Zweideutigkeit rassismuselevanter Handlungen.....	130
3.2.2	Die Konfundierung verschiedener Konflikte.....	132
3.2.3	Spezifische Widersprüche zwischen Intention und Effekt	133
3.2.4	Die begrenzte Wirksamkeit von Handlungen	135
3.2.5	Mangel an einfachen Lösungen	136
3.3	Interaktive antirassistische Strategien.....	137
3.3.1	Inhaltsbetonte Strategien	139
3.3.1.1	Inhaltsbetonte Strategien im Überblick	139
3.3.1.2	Kurzfristige Effekte von inhaltsbetonten Strategien	146
3.3.1.3	Wirkungsweise inhaltsbetonter Strategien	153
3.3.2	Beziehungspraktische Strategien.....	158
3.3.2.1	Sequenzanalyse „Grillparty“	158
3.3.2.2	Beziehungspraktische Strategien im Überblick.....	166
3.3.3	Effekte und Wirkungsweise interaktiver antirassistischer Strategien.....	175
3.4	Ergebnisse	178

4.	Rassistische Effekte trotz antirassistischer Selbstkontrolle?	181
4.1	Inkorporierte (Selbst-)Kontrolle	182
4.1.1	Rassismus erkennen	182
4.1.2	Konsensorientiertes Vermeiden von rassismusrelevanten Diskursen und Praktiken	185
4.1.2.1	Selbstkritische Haltung	186
4.1.2.2	Vorsicht!	188
4.1.3	Handlungspraktische Freundlichkeit	191
4.1.4	Fazit	193
4.2	Rassismusrelevante Beobachtungen in antirassistischen Gruppen	193
4.2.1	Traditionelle Rassismen in der feministischen Kontrastgruppe	195
4.2.2	Kategorienbildung	198
4.2.3	Bewertung	203
4.2.3.1	Kategorien implizieren Werthierarchien	203
4.2.3.2	Problematische Beziehung zu MigrantInnen	204
4.2.3.3	Idealisierender Rassismus	208
4.2.3.4	Fazit	215
4.2.4	Kontrollansprüche	215
4.2.4.1	Definitionsmacht	216
4.2.4.2	Thematische Verschiebungen	217
4.2.4.3	Fehlender Zugang zu dominierten Perspektiven	221
4.2.4.4	Rassismus im emanzipatorischen Gewand	228
4.3	Ergebnisse	234
5.	Die Reproduktion von Rassismus im Kontext machtasymmetrischer interkultureller Konflikte	239
5.1	Perspektivendivergenz	241
5.2	Konfliktpotenziale im machtasymmetrischen interkulturellen Konflikt und ihre Folgen	248
5.2.1	Internalisierung des Konfliktes	253
5.2.2	Externalisierung des Konfliktes	255
5.3	Gruppeninternes Verhältnis zwischen Dominanten und Dominierten	257
5.3.1	Die rassistisch Dominierten als entlastende TabubrecherInnen	258
5.3.2	Ambivalentes Verhältnis der Dominanten zu den Dominierten	261
5.4	Ergebnisse	264

6.	(Anti-) Rassismus im Kontext habitueeller Übereinstimmung und Distinktion.....	267
6.1	Distinktion durch moralisch kulturelles Kapital.....	269
6.2	Normatives Engagement trotz objektiv dominanter Position?	279
6.3	Individualisierter Habitus.....	288
6.3.1	Individualisierte Theorien.....	290
6.3.1.1	Rassismus als Entwicklungsdefizit.....	290
6.3.1.2	Individualisierte Moral.....	293
6.3.2	Lösungsansätze.....	297
6.3.2.1	Persönlicher Kontakt.....	300
6.3.2.2	Strukturelle Segregation.....	303
6.4	Fazit.....	310
	Schluss	313
	Anhang	319
	Literaturverzeichnis	325

Vorwort

Hier handelt es sich um eine ungewöhnliche Arbeit. Sie verbindet in innovativer Weise Theorie und Methode mit einem analytisch schwer zu greifenden Gegenstand, dem „Rassismus“. Statt sich dem üblichen inflationären Gebrauch des Rassismusbegriffs anzuschließen, wird ein Rassismusbegriff entwickelt, der als Praxis der Abwertung anderer bestimmt wird, zu dem spezifische diskursive Elemente der Rechtfertigung dieser Praxis hinzukommen können, aber nicht müssen. Das theoretische Modell, an dem dieser Zugang erarbeitet wird, ist Bourdieus Theorie sozialer Ungleichheit und symbolischer Gewalt. Es geht hier nicht um eine Exegese von Bourdieu, sondern um den Versuch, seine Theorie auf einem Feld fruchtbar zu machen, zu dem Bourdieu selbst kaum etwas gesagt hat. Das Ergebnis ist eine gleichermaßen empirisch wie theoretisch beeindruckende Analyse des praktischen Umgangs mit Rassismus, fokussiert auf jene sozialen Gruppen, für die Rassismus selber ein besonderer Skandal ist: die neuen Mittelschichten.

Wie die Themenstellung schon signalisiert, geht es um einen jener sozialen Effekte, die man nur dann verstehen und untersuchen kann, wenn man hinter Handlungsintentionen schauen und Mechanismen aufspüren kann, die diese in ihr Gegenteil verkehren. Der theoretische Blick richtet sich dabei notwendig auf das Soziale hinter den Handlungen, auf „faits sociaux“ im Sinne von Durkheim. Was sind die sozialen Zwänge, die den Intentionen der Handelnden eine andere als die intendierte Bedeutung geben? Damit ist das theoretische Feld als Feld objektiver Strukturen bestimmt, in die Akteure in der Realisierung ihrer Handlungsziele eingebunden sind.

Diese Problemstellung hat methodische Konsequenzen. Denn um jene Situationen zu analysieren, in denen Intentionen sich in ihr Gegenteil verkehren, muss man Interaktions- und Kommunikationsprozesse beobachten, in denen diese Transformation des Intendierten passiert. Hier bieten sich unterschiedliche Optionen an. In dieser Arbeit kommt die angemessenste und zugleich schwierigste Methode zum Zuge: die Analyse konkreter Interaktionssituationen, oder noch spezifischer: die Analyse „rassistischer Interaktionspraktiken“. Angemessen ist sie, weil so eine mikrosoziologische Fundierung der Annahme einer sozialen Faktizität in Kommunikationsprozessen möglich wird. Schwierig ist sie, weil sie einmal die unglaubliche Komplexität sozialer Interaktionssituationen zu bearbeiten hat und zugleich nicht den Ausweg eines statistisch-repräsentativen Verfahrens lässt und damit mit den klassischen Problemen der Generalisierung des empirisch Auffindbaren zu kämpfen hat. Diese Probleme werden mit außergewöhnlicher methodischer Strenge und theoretischer Bravour angegangen.

Die empirische Analyse beschreibt zunächst, was als antirassistische Strategie gilt, also die in der Interaktionssituation geäußerten Intentionen. Die öffentlich eingespielten Diskurse, die den Rassismus abwerten, kommen in der interaktiven Kommunikation zum Zuge. In

diesen Situationen bilden sich nun im Zuge fortschreitender Interaktion komplizierte Rollenspiele aus, in denen das Rassismusthema variiert wird. Dabei zeigen sich die spezifischen Begrenzungen rassismusrelevanter Praktiken in den beobachteten Gruppen, Grenzen der inkorporierten Selbstkontrolle dieser Gruppen sowie der Rest, der dieser Selbstkontrolle entgeht. Dieser Rest verweist schließlich auf einen „Rassismus der wohlmeinenden Antirassisten“, der in Detailanalysen gezeigt und belegt wird.

An dieser Stelle drängt sich die Frage auf, ob dem Antirassismus nicht mit soziologischen Mitteln der Boden unter den Füßen weggezogen wird. Diese defensive Reaktion baut auf das Gute des Antirassismus, das sich sozialen Zwängen entziehen kann. Auf diese Frage hat die Autorin bereits zu Beginn geantwortet: Es geht darum, normativ entsagungsvoll zu argumentieren (zumal die Autorin selber engagierte Antirassistin ist), also normative Askese zu betreiben, um die Kraft sozialer Zwänge umso klarer sehen zu können. Antirassismus ist eine voraussetzungsvolle Angelegenheit, und er formiert sich nicht von selbst, dank der normativen Kraft des Antirassismus; er ist vielmehr an soziale Voraussetzungen geknüpft. Das Argument ist also, dass gute Diskurse noch keine gute Gesellschaft machen. Oder anders: dass nicht die Reflexion auf unsere Diskurse, sondern erst die Reflexion auf das, was unsere Praktiken bestimmt, langfristige Effekte der Inkorporierung eines antirassistischen Habitus ermöglicht.

Die politischen Implikationen dieser Arbeit für interkulturelle Analysen liegen auf der Hand. Sie bewahrt einerseits vor allzu blauäugigem guten Willen, es besser zu machen, indem sie auf die strukturellen Mechanismen hinweist, die gerade interkulturelle Kommunikation jenseits der subjektiven Motive der Akteure systematisch verzerren. Zugleich wird ein neuer Horizont für die Thematisierung dieser Mechanismen eröffnet, der einzige Weg, um über strukturellen Rassismus hinauszugelangen und interkulturelles Verstehen in Gang zu setzen. Interkulturelle Kommunikation ist also nicht nur ein psychologisches Problem, sondern auch ein soziales Problem, das erst in der Aufklärung über Interaktionsprozesse gelöst werden kann. Dies in einem theoretisch offenen und empirisch schwer zugänglichen Feld klar herausgearbeitet zu haben, ist das herausragende praktische Ergebnis dieses Buches. Wer sich das Argument dieser Arbeit einmal vor Augen geführt hat, der sieht interkulturelle Interaktionsprozesse bei sich und anderen mit anderen, aufgeklärteren Augen.

Dieses Buch gehört zu den originellsten Arbeiten, die ich in letzter Zeit gelesen habe. Es fordert bisweilen hohe Konzentration, wenn man der extensiven Analyse und Interpretation von Gruppenprotokollen folgen will. Doch das ist der Preis mikrosoziologischer Analyse, die sich nicht mit Individualdaten zufrieden gibt. Wer die Rahmenanalyse von Goffman oder Arbeiten von Oevermann gelesen hat, weiß, dass auch die Großen oder Größeren der Zunft sich durch die Komplexität sozialer Realität hindurchkämpfen mussten und ihre Schwierigkeiten mit der Darstellung und sprachlichen Reduktion dieser Komplexität hatten. Auch in dieser Hinsicht ist die vorliegende Arbeit in guter Gesellschaft.

Vorwort zur zweiten Auflage

Die empirische Studie für diese Arbeit wurde 1996 bis 1997 durchgeführt; sie konzentrierte sich auf das Engagement *weißer deutscher* antirassistischer Gruppen gegen Rassismus. Diese Schwerpunktsetzung hatte zwei Gründe: Mein theoretisches Interesse zielte darauf, die Beschränkungen meiner eigenen sozialen Position als „weiße Deutsche“ in den Blick zu nehmen. Und auch für die empirische Forschung war diese Schwerpunktsetzung sinnvoll, denn damals existierten kaum migrantische Selbstorganisationen, die in der deutschsprachigen Öffentlichkeit Sichtbarkeit erlangt hatten. Heute wäre eine Berücksichtigung allein von weißen deutschen antirassistischen Gruppen abwegig, denn nicht nur gibt es zahlreiche Intellektuelle, KünstlerInnen, WissenschaftlerInnen, Organisationen und Institutionen, die Perspektiven der rassistisch Dominierten vertreten. Seit der Veröffentlichung des Manifests von Kanak Attak 1998 hat sich auch der öffentliche Diskurs über Rassismus deutlich verändert. Nicht zuletzt ist sichtbar geworden, dass es innerhalb migrantischer Communities ganz unterschiedliche Positionen zum Thema gibt.

Für die weißen Deutschen, die im Zentrum der hier vorliegenden empirischen Studie stehen, hat sich das Meinungsklima ebenfalls verändert, aber nicht ganz so stark. In den 90er Jahren war ein kritischer Reflex von Basisinitiativen und einzelnen Intellektuellen gegen „Tabuverletzungen“ zwar selbstverständlich, aber doch selten. Wie meine Analysen zeigen, war die Auseinandersetzung mit Rassismus von Selbstkritik getragen; die antirassistisch Engagierten definierten den Kampf gegen Rassismus häufiger als pädagogische Aufgabe, denn als politischen Konflikt. In der größeren Öffentlichkeit konnten sich Polarisierungen im Stil von Roland Kochs Unterschriftenaktion gegen die doppelte Staatsbürgerschaft einer breiten Resonanz sicher sein. Im Grundsatz existiert diese Situation bis heute, d.h. antirassistische Initiativen kämpfen weiterhin mit Marginalisierung und mit dem Image vom „Gutmenschentum“. Dennoch, so scheint es, hat sich auch unter den „Mehrheitsdeutschen“ etwas verändert. Die „multikulturelle“ Mannschaft des Siegers Frankreich in der WM 2000, die Green Card Initiative Deutschlands 2001 und die Blue Card der EU 2011 lassen immer einmal wieder die Frage aufkommen, ob „Deutsche Zustände“ (Heitmeyer 2002 bis 2010) nicht zu einer Selbstmarginalisierung Deutschlands im Kampf um dringend benötigte Zuwanderung führen könnten. Institutionen wie der Deutsche Städtetag interessieren sich im Jahr 2011 nicht mehr nur für Vorurteilsbekämpfung, sondern auch für strukturellen Rassismus.¹ Wer optimistisch veranlagt ist, kann den Umstand, dass Koch 2008 beim neuerlichen Versuch einer tendenziell rassistischen Polarisierung im Zuge eines Wahlkampfes gescheitert ist, und dass Sarrazin auch von Teilen der bürgerlichen Öffentlichkeit kritisiert wird, als Ausdruck dessen begreifen, dass die politische Elite heute gespalte-

¹ Analysen zum strukturellen Rassismus bzw. zur „institutionellen Diskriminierung“ finden sich etwa bei Gomolla/Radtke 2002, Seibert et al. 2009.

ner ist als vor 15 Jahren (zur Kritik Foroutan 2010). Heute würde ich von einer Studie über weiße deutsche AntirassistInnen inhaltlich andere Diskurse erwarten.

Die öffentliche Wahrnehmung des Problems Rassismus hat sich also verändert. Das war nicht anders zu erwarten. Dennoch bleibt dieses Buch aktuell, denn es entwickelt einen grundlagentheoretischen Zugang dazu, was Rassismus eigentlich ist. Wenn ein Vorstandsmitglied der Bundesbank wie Sarrazin ein Jahr nach der Bankenkrise unter anhaltendem Beifall zum längst tot geglaubten genetischen Rassismus zurückkehrt, muss man diese Entwicklung genau beobachten. Sie sollte aber nicht davon ablenken, dass zeitgleich 14% der türkischstämmigen zweiten Generation einen Meister oder Uniabschluss erreichen (Fincke 2009: 121). Dieser Anteil ist geringer als der in der sesshaften Mehrheit, steigt aber an (Canan 2012). Wenn man bedenkt, dass es sich überwiegend um Bildungsaufsteiger handelt, die es im deutschen Bildungssystem ohnehin schwer haben, und dabei noch um eine Gruppe, der in Öffentlichkeit und Alltag sehr häufig die gleiche Teilnahme verweigert wird, so hat sich im Gefüge rassistischer Ungleichheiten doch etwas Wichtiges verändert.

Meine theoretische Strategie zielt darauf ab, Rassismus nicht als Vorurteil oder Ideologie zu begreifen, sondern als symbolisch vermittelte Dimension sozialer Ungleichheit. Damit mache ich auf die stabilen Aspekte vorurteilsbeladener Diskurse aufmerksam, die sich zu rassistischen Ungleichheitsstrukturen verfestigen können. Während der Mainstream der Rassismus- und der Ungleichheitsforschung sauber zwischen einer ökonomischen Klassenanalyse und den sie überformenden Ideologien wie dem Rassismus trennt, kritisiere ich diese Trennung. Eine wissenschaftliche Arbeitsteilung, bei der Rassismus als Vorurteil oder Gruppenbildungsprozess untersucht wird, lässt Rassismus als historisch überkommene ständische Gliederung erscheinen, die in der kulturellen Sphäre angesiedelt ist und die sich deutlich von einer „modernen“ Klassenanalyse unterscheidet. Diese Kulturalisierung des Rassismus erleichtert es der ungleichheitssoziologischen Forschung, Diskriminierung aus ihren Analysen auszuklammern. Zum Beispiel haben sich Studien dazu, dass junge Männer ausländischer Herkunft seltener eine Lehrstelle als Deutsche finden, lange Zeit nur mit Ungleichheiten der schulischen Bildung, der Sprachkenntnisse, der Netzwerke, und mit persönlichen Präferenzen beschäftigt, kurz: mit allen möglichen erklärenden Faktoren außer Diskriminierung. Erst in letzter Zeit wird die Bedeutung interindividueller und institutioneller Diskriminierung systematischer untersucht.²

Angesichts dieser Aufspaltung zwischen irrationalen Vorurteilen und „harten“ Ungleichheiten ist der theoretische Vorschlag Pierre Bourdieus immer noch ungemein anregend. Bourdieu macht deutlich, dass Interaktionen und Repräsentationen Ungleichheiten nicht nur reproduzieren, sondern auch selbst hervorbringen. Darin ähnelt er Foucault und den Cultural Studies, die die Macht von Repräsentationen ins rechte Licht rücken und an die große Teile der kritischen Migrations- und Rassismusforschung anschließen.³ Im Unterschied zur dekonstruktivistischen Tradition denkt Bourdieu Ungleichheiten aber weiterhin auch als „Kapital“, also als Ausdruck der Produktivität vergangener Generationen.

² Diese Blickverengung ist aktuell umkämpft. Auszüge aus der Debatte finden sich bei Seibert/Solga 2005, Kalter 2006, Ulrich et al. 2006, Diehl 2009, Seibert et al. 2009.

³ Ohne Anspruch auf Vollständigkeit: Mecheril 2003, Eggers 2005, Castro Varela 2007, Hund 2007, Attia 2009, Karakayali 2009, Melter/Mecheril 2009, Kerner 2009, Terkessidis 2010, Broden/Mecheril 2010

Mein Versuch, die Bourdieuschen Kapitalsorten um eine weitere Dimension sozialer Ungleichheit zu erweitern – das rassistische symbolische Kapital – zielt darauf ab, die Bedeutung kulturell-symbolischer Ökonomien, auf die Bourdieu immer hingewiesen hat, soweit zu unterstreichen, dass man sie als herrschaftsförmige Strukturen sozialer Ungleichheit begreifen kann. Im Unterschied zu diskurstheoretischen Ansätzen unterscheidet Bourdieu systematisch zwischen symbolischer Herrschaft und Klassenstrukturen und man kann mit Hilfe seines Begriffsrepertoires unterschiedliche Arten der Produktion, Transformation und Verteilung von Kapital herausarbeiten. Zum Beispiel hängt das kulturelle Kapital stärker als das ökonomische von Anerkennung ab (vgl. Nohl et al. 2010). Insofern ähnelt es dem rassistischen symbolischen Kapital, dessen Wert ebenfalls stark umkämpft ist. Allerdings wird im kulturellen Kapital eine Kompetenz als inkorporiert oder institutionalisiert anerkannt. Rassistisches symbolisches Kapital ist anders, denn es beruht darauf, dass rassistisch delegitimierten Personen das Recht auf gleiche Teilhabe abgesprochenen wird.⁴ Damit benennt der Begriff des rassistischen symbolischen Kapitals einen Mechanismus der Ungleichheitsgenese, der auch dann greift, wenn Menschen über ausreichendes oder sogar hohes kulturelles und ökonomisches Kapital verfügen.

Ein weiterer Vorteil der Bourdieuschen Begriffsbildung liegt darin, dass man zwischen oberflächlich zu Tage tretenden symbolischen Kämpfen und stabiler symbolischer Herrschaft unterscheiden kann. Die Diskussion um Sarrazin ist ein gutes Beispiel für einen symbolischen Kampf. Symbolische Herrschaft zeichnet sich dagegen dadurch aus, dass sie Beherrschten wie Herrschenden selbstverständlich erscheint. Beispiele für symbolische Herrschaft wären die breit geteilte Vorstellung, dass Staaten ihre Grenzen schließen müssen, dass Migranten zumindest „am Anfang“ weniger Rechte haben und „sich integrieren“ müssen (zur Kritik Mecheril 2006, Goel 2009), oder in den USA, dass alle schwarz sind, die mindestens *einen* schwarzen Vorfahren haben (Davis 1991). Das ist der Grund, warum der aktuelle Stand symbolischer Kämpfe zwar der Aufmerksamkeit bedarf, aber nicht mit einer wissenschaftlichen Analyse des Rassismus insgesamt verwechselt werden sollte.

Eine zweite Auflage bietet der Autorin die Gelegenheit, sich ein Jahrzehnt nach einer Veröffentlichung noch einmal zum eigenen Werk zu verhalten, also auch eigene Zweifel und Blickveränderungen zu reflektieren. In diesem Zusammenhang erscheint mir ein Punkt interessant: Schon während der Arbeiten an der Promotion wurde ich dafür kritisiert, dass ich von „Rassismus“ und nicht etwa von „ethnischem Konflikt“ gesprochen habe und diese Zweifel hielten an. Inhaltlich sind sie aus zwei Gründen berechtigt: Zum einen beziehen sich die Inhalte rassistischer Diskurse in Deutschland nur teilweise auf Abstammung und Hautfarbe (Miles und Brown 2003) und häufiger auf natio-ethno-kulturelle Grenzziehungen (Mecheril 2003). Die schon vor 15 Jahren sichtbare Tendenz zu einem „neuen Rassismus“ in Europa hat sich verstärkt, wie aktuelle Studien über Antiislamismus zeigen (Attia 2009; Schneiders 2010). Man kann sich daher mit Recht fragen, ob statt von rassistischem nicht besser von ethno-nationalem symbolischem Kapital die Rede sein sollte.

Dem hielt ich die Überlegung entgegen, dass ich nicht bestimmte Diskurse, sondern ein klar asymmetrisches *Macht*verhältnis bezeichnen will. Die Begriffe Ethnizität, Nation und Kultur sprechen Heterogenitäten an, die auch in wechselseitigen Respekt münden können.

⁴ Hund (2007) spricht daher auch von „negativer Vergesellschaftung“.

Hier setzt ein zweites Argument gegen die Verwendung des Rassismusbegriffs an: Ein Benennen asymmetrischer Machtverhältnisse mag zwar analytisch sinnvoll sein; im post-nationalsozialistischen Deutschland wird der Begriff „Rassismus“ aber von vielen als so massiv empfunden, dass eine konstruktive Konfliktaustragung durch den „Rassismusvorwurf“ eher erschwert als ermöglicht wird. Da ich versuche, die Analyse des Rassismus von antirassistischen Kämpfen zu trennen, fand und finde ich, dass dieses Argument ernst zu nehmen ist. In Anlehnung an Brands Bonmot, jeder gute Sozialdemokrat sei in seiner Jugend Marxist gewesen, dachte ich für mehrere Jahre, dass meine Begriffswahl vielleicht Ausdruck einer gewissen jugendlichen Radikalität gewesen sein könnte und ich ersetzte den Begriff des Rassismus zunehmend durch den des „ethnischen Konflikts“.

Von solchen Überlegungen wurde ich kuriert, als ich 2008 mit kleinen Kindern ins Ruhrgebiet zog. Damals fragte ich im breiteren Kollegenkreis – u.a. einen Didaktikprofessor und eine stellvertretende Schulleiterin, die mehrere Jahre an der Universität unterrichtet hatte –, wo es im Ruhrgebiet Schulen gebe, die irgendetwas Innovatives, Modellhaftes oder sonst Attraktives zu bieten hätten. Die Dortmunder Grundschule „Kleine Kielstraße“ hatte 2006 für ausgezeichnete Arbeit in einem sogenannten „sozialen Brennpunkt“ den Deutschen Schulpreis erhalten und ich dachte, wir könnten vielleicht in die Nähe einer vergleichbar guten Schule ziehen. Meine Fragen erbrachten durchgängig eine leicht variierende Antwort: Es gebe im Ruhrgebiet ein Nord-Süd-Gefälle und die Schulen nördlich der Gleise würden von „Schülern aus vielen Ländern“ besucht und das drücke natürlich aufs Niveau. D.h. meine Frage nach der Qualität von Schulen wurde als Frage nach der ethnischen – oder vielleicht doch „rassistisch konstruierten“? – Qualität von SchülerInnen gedeutet. Außerdem bemühten sich meine AnsprechpartnerInnen zwar um eine politisch korrekte Formulierung, gingen aber mit einiger Selbstverständlichkeit davon aus, dass auch ich nicht an der Qualität von Schulen, sondern an der Zusammensetzung der Schülerschaft interessiert sein würde. Diese Erfahrungen setzten sich fort. Zur Ehrenrettung der Region ist zu sagen, dass neben der Dortmunder Grundschule „Kleine Kielstraße“ noch viele weitere Bildungseinrichtungen auch in ärmeren Vierteln Preise verdient hätten. Diskurs und Praxis klaffen im Ruhrgebiet deutlich auseinander, was sich auch daran zeigt, dass die von Ofner (2011) befragten hochqualifizierten MigrantInnen betonen, wie wohl sie sich – auch im Vergleich zu anderen Regionen Deutschlands - als MigrantIn im Ruhrgebiet fühlen. Nordrhein-Westfalen ist nicht umsonst ein Vorreiterland für „Integration“, so dass man kaum davon ausgehen kann, dass es andernorts in Deutschland besser aussieht.

Auch wenn die Verwendung des Begriffs „Rassismus“ eine normative Stellungnahme mit transportiert, nehme ich das jetzt doch wieder billigend in Kauf. Wenn Erwachsene Kinder aufgrund ihrer ethnischen Herkunft selbstverständlich als Problem definieren, das am besten dadurch gelöst werden sollte, dass man diese Kinder meidet, ist der Begriff „Rassismus“ analytisch und politisch sehr viel angemessener als die verschleierte Rede vom ethnischen Konflikt.

Einleitung

Praktische
Probleme

Eine naive Annäherung an das Problem des Rassismus oder an das der Herrschaft überhaupt könnte so beginnen: Wenn ein Herrschaftsverhältnis als zunehmend illegitim erscheint – und das ist bei Rassismus der Fall – so wird es nur dann verschwinden, wenn sich die Herrschenden entweder selbst ändern oder sie gezwungen sind, ihre Privilegien aufzugeben. Wendet man diese Perspektive auf weiße deutsche AntirassistInnen an, so würde man sich freuen, dass zumindest eine kleine Minderheit aktiv gegen Rassismus kämpft und sich für die Rechte von rassistisch Verfolgten einsetzt. AntirassistInnen sind ein Lichtstreif am Horizont und viele hoffen, dass sie mit der Zeit mehr Zulauf finden werden.

Allerdings handelt es sich um eine Minderheit und suspekt ist sie obendrein, denn wie kann man verstehen, dass sich Leute, die mit Rassismus doch nichts zu tun haben, eigentlich sogar ein wenig von Rassismus profitieren, gegen Rassismus stark machen? Vielleicht handelt es sich um NestbeschmutzerInnen, um MoralistInnen, die Vergnügen daran finden, anderen ihre Fehler vorzuwerfen? Oder sie sind heimlich besonders rassistisch und müssen sich daher öffentlich von ihren „dunklen“ Seiten distanzieren? Es mangelt nicht an populären Theorien über die unlautere Motivation von AntirassistInnen. Und die Revolte gegen die überzogenen Ansprüche der „Gutmenschen“ – in der Demokratie muss man auch über Negerküsse offen reden können – kann sich ihrer Zivilcourage rühmen und zugleich eines breiten Rückhalts gewiss sein.

Wendet man sich angewidert von diesen durchsichtigen Strategien dem Kernbereich der antirassistischen Diskussion zu, will man vielleicht sogar selbst „weiße deutsche AntirassistIn“ werden, so fangen die Probleme erst an. Zum einen werden Selbstkritische feststellen, dass auch jahrelange Aufklärung rassistische Bilder und Gedanken nicht verschwinden lässt. Und das, obwohl sie alle Gegenargumente kennen, obwohl sie sich an den platten Bildern stören und diese „geheimen Gedanken“ natürlich nur unter großen Schamgefühlen öffentlich äußern. Außerdem werden die weißen Deutschen, die Kontakt mit rassistisch Dominierten – also z.B. mit Schwarzen, MigrantInnen, JüdInnen, Flüchtlingen – haben, oder die zumindest deren öffentliche Äußerungen zur Kenntnis nehmen, feststellen, dass aus deren Sicht einiges rassistisch wirkt, das auch weiße deutsche AntirassistInnen entweder nicht rassistisch finden können oder das für sie so selbstverständlich und weit verbreitet ist, dass es sich kaum vermeiden lässt. Zählt man dann Zwei und Zwei zusammen – also die nicht veränderbaren Vorurteile und die Rassismuskritik von Schwarzen –, so haben weiße deutsche AntirassistInnen ein Problem: Sie müssen erklären, warum sie ungeachtet der eigenen antirassistischen Absichten rassistische Effekte reproduzieren.

An diesem Punkt trennen sich die Wege. Viele folgern scharfsinnig, dass man es nicht allen recht machen kann, und wenden sich einem anderen, einfacheren Thema zu. Andere denken politisch und kommen zu dem Schluss, dass „die Schwarzen“ zur Sicherheit mehr

fordern, als sie kriegen können, und dass man deren Kritik daher nicht allzu ernst nehmen muss. Vielleicht haben sie auch Verständnis: Wer es so schwer gehabt hat, ist wahrscheinlich überempfindlich und regt sich über Sachen auf, die sich einfach nicht ändern lassen.

Andere – mit psychologischem Interesse – suchen den Fehler bei sich selbst. In der Sozialisation wurden tiefsitzende Vorurteile erworben, die sich am besten in Antirassismusworkshops bearbeiten lassen. Das erklärt, warum man sich trotz bester Absichten unbewusst rassistisch verhält. In diesem Paradigma kann man allem Bemühen zum Trotz nicht hoffen, jemals frei von unbewusstem Rassismus zu werden.

Schließlich sollte ein kleines Häufchen von AktivistInnen nicht aus dem Blick geraten. Sie sehen ein, dass das alles kompliziert ist, stellen aber fest, dass die Debatte irgendwie am Problem vorbei geht. Schließlich sind staatlicher Rassismus und rechtsextremer Terror so skandalös, dass man nur nach Kräften aktiv werden kann, um endlich irgend etwas dagegen zu tun.

Bei aller Sympathie für diese Gruppe bleiben doch erhebliche Zweifel. Zum einen ist die antirassistische Bewegung klein, verliert womöglich sogar AnhängerInnen. Es wäre also schon aus strategischen Erwägungen heraus wünschenswert, wenn man noch einige der anderen hier beschriebenen Fraktionen für antirassistische Aktivitäten gewinnen könnte. Und was soll man denjenigen entgegenhalten, die ein gewisses Maß an gutem Willen zeigen, zugleich aber nicht alle ihre Handlungen unter Generalverdacht stellen möchten? Dass das unmoralisch ist? Wen will man mit diesem Argument auf die Straße locken?

Außerdem wird aus der Kritik des Schlechten nicht automatisch etwas Gutes. Wie können sich Menschen, die ihre Handlungen ständig anzweifeln müssen, konstruktiv zu rassismusrelevanten Streitfragen verhalten? Wie entwickelt man politische Positionen zu Rassismus, die sich nicht von der Kritik einer Interessengruppe wie den rassistisch Dominierten abhängig machen, die diese Kritik aber auch nicht ignorieren oder als „verständliche Empfindlichkeit“ abtun?

Wenn Rassismus verschwinden soll, wird sich das Institutionengefüge ändern müssen. Das erfordert nicht nur Konzepte, sondern auch BündnispartnerInnen. Was sagt man LehrerInnen, die in einem monolingualen Schulsystem, das sie nicht erfunden haben, zu dem Schluss kommen, dass türkische Kinder Extraarbeit verursachen, dass sie ohnehin nur in Ausnahmefällen Erfolg haben werden und dass die Kooperation mit den Eltern nicht klappt, weil diese einfach kein Deutsch lernen? Einseitige Problembeschreibungen sind rassistisch, aber sie umreißen auch institutionelle Defizite und praktische Schwierigkeiten, die man hinter all den Diskussionen, in denen der Rassismus der LehrerInnen, der Polizei, der Liberalen, der Mittelschichtseltern, usw. angeprangert wird, kaum noch erkennen, geschweige denn bearbeiten kann.

Theoretische
Defizite

Kurt Lewin wird die Behauptung zugeschrieben, dass es nichts Praktischeres gebe als eine gute Theorie. Das ist – was die hier geschilderten Probleme des Antirassismus angeht – zweifellos zu hoffen. Der naive Zugang zu Herrschaft, den ich eingangs formuliert hatte, stürzt gerade diejenigen, die über eine privilegierte Position und damit auch über wichtige Handlungsmöglichkeiten verfügen, in unverstandene Widersprüche.

Wer sich mit den hier geschilderten Problemen an die Rassismusforschung wendet, wird dennoch herb enttäuscht. Diese widmet sich im Wesentlichen den RassistInnen, also denje-

nigen sozial und politisch marginalen Personen, die aus Eigeninteresse oder aufgrund von unbewussten Pathologien böse Dinge denken und womöglich tun. In seinem Plädoyer für eine Analyse rassistischer Herrschaft bezeichnet Wacquant das Erkenntnisinteresse der soziologischen Rassismusforschung als Logik des Gerichtsverfahrens: Sie strebe stets danach, diese oder jene Gesellschaft, Institution oder Gruppe für die furchtbare Sünde des Rassismus zu verurteilen oder sie von jener freizusprechen (1997: 225). Dieses ehrenwerte Anliegen hat genau eine praktische Nutzenanwendung: die des „wissenschaftlichen“ Gutachtens darüber, ob eine bestimmte Praxis oder Doktrin als illegitim verurteilt oder als allgemein menschlich akzeptiert werden sollte.

Nun soll hier nicht geleugnet werden, dass es das heimtückische, das interessegeleitete und das fahrlässige Böse gibt und dass man darüber debattieren muss, für welche Probleme die Gerichte, die Sozialarbeit oder die Zivilgesellschaft zuständig sind. Für den Zweck dieser Arbeit versuche ich dennoch, moralische Fragen zu vermeiden, und operiere daher mit zwei Unterstellungen: Ich vertrete die Ansicht, dass Rassismus *auch* nicht-intentional reproduziert werden kann und ich betrachte rassistische Praktiken nicht als Anwendung von inhaltlich rassistischen Ideologien oder Vorurteilen, sondern suche das Rassistische in den Strukturen, Routinen und Diskursen, die alltägliches Handeln rahmen und ermöglichen. Wenn antirassistisch Engagierte Rassismen reproduzieren, vermute ich, dass sie in einer komplexen und widersprüchlichen Situation derzeit nicht „besser“ handeln können, und versuche daher, diese Situation und ihre Widersprüche zu verstehen.

These

Dabei handelt es sich um einen theoretischen Kunstgriff. Ich will herausfinden, welche rassismusrelevanten Phänomene sich ohne Rekurs auf das Böse erklären lassen. Durch diese Schwerpunktsetzung verschwinden augenfällige Formen des Rassismus wie Terrorakte und chauvinistische Bigotterie nur scheinbar aus dem Blick. Denn an der Interaktion von antirassistisch Engagierten kann man Probleme beschreiben und Modelle entwickeln, die auch für jene Rassismen nützlich sind, deren Strukturen zwangsläufig von Fragen der Moral überschattet werden. Allerdings hat die Arbeit mit antirassistisch Engagierten den Vorteil, dass diese der Forschung gerne Auskunft geben, weil sie den Missstand, gegen den sie kämpfen, verstehen wollen. Die expliziten Ausdrucksformen von Rassismus, die die Öffentlichkeit bewegen, können antirassistisch Engagierte erfolgreich vermeiden. Dafür finden sich neben der stillschweigenden Reproduktion subtiler Rassismen auch Versuche zur konstruktiven Bearbeitung des Problems. Gerade an diesen antirassistischen Bemühungen kann man viel über die stabilen und die flexiblen Momente in der Reproduktion von Rassismus erkennen.

Überblick

Mit diesen Vorannahmen entfernt sich der zu untersuchende Gegenstand vom landläufigen Begriff des Rassismus. Daher ist eingangs eine Neubestimmung des Rassismuskonzepts erforderlich. Hierfür werden zunächst anhand der „Klassiker“ der verschiedenen Ansätze theoretische Aporien der Rassismusforschung zugespitzt diskutiert. In fast allen Paradigmen finden sich Bemühungen, die dem hier vorgeschlagenen Ansatz näher stehen, ohne

Was ist
Rassismus?

dass sie die grundsätzlichen Schwächen der jeweiligen Perspektive auflösen könnten. Diese werden den empirischen Teil der Arbeit theoretisch begleiten.

Aus der Auseinandersetzung mit den vorhandenen Perspektiven ergeben sich Desiderate an einen analytischen Blick auf das soziale Problem des Rassismus: Wer die nicht intendierte Reproduktion rassistischer Effekte untersuchen will, sollte auch theoretisch in der Lage sein, explizit rassistische Diskurse mit der Selbstläufigkeit diskriminierender Praktiken und ungleicher Strukturen zu verknüpfen. In Anlehnung an die Bourdieuschen Theorien der symbolischen Gewalt und der objektiven Strukturierung des sozialen Raums schlage ich ein Modell des Rassismus vor, in dem dieser als Struktur sozialer Ungleichheit verstanden wird, die einer symbolischen Reproduktionslogik folgt. Nicht-intendierte rassistische Effekte werden so als Ausdruck der selbstläufigen Verfestigung von Ungleichheitsstrukturen interpretierbar, die durch absichtsvolle Handlungen nur bedingt vermieden werden kann. Zugleich verweist die symbolische Logik des Rassismus auf die besondere Bedeutung alltäglicher Diskurse und Praktiken: In den Interaktionen der kulturell dominanten Klassen wird verhandelt, welche Grenzziehungen selbstverständlich sind, welche man besser aufgeben sollte, und welche vielleicht in Zukunft an Bedeutung gewinnen werden.

Methoden

Während man die inhaltliche Seite rassistischer Klassifikationen leicht z.B. an Zeitungsartikeln untersuchen kann, ist die empirische Analyse rassistisch strukturierter alltäglicher Praktiken und deren rassistischer und antirassistischer Effekte auch methodisch eine Herausforderung. Im zweiten Kapitel gehe ich auf übergreifende methodische Fragen ein. Das vorliegende empirische Material wurde in einer Art Workshop, einem „Reflexionstag“, bei antirassistischen Gruppen erhoben. Er sollte nicht nur für die Forschung, sondern auch für die Gruppen interessant sein und enthielt deshalb neben einer Gruppendiskussion auch ein Rollenspiel. Dieses Rollenspiel kann ebenfalls für die Forschung ausgewertet werden, und ich zeige im zweiten Kapitel u.a., wie sich die Auswertung von Rollenspielen epistemologisch begründen lässt.

Ergebnisse

Die empirischen Ergebnisse der vorliegenden Studie lassen sich in zwei Teile mit je zwei Kapiteln zusammenfassen. Im dritten und vierten Kapitel untersuche ich symbolische Kämpfe über Rassismus. Die interaktiven antirassistischen Strategien, die sich bei den genannten Reflexionstagen beobachten lassen, sind *ein* Ausdruck symbolischer Kämpfe. Im dritten Kapitel wird gezeigt, worauf ein solcher interaktiver Antirassismus theoretisch abzielen könnte (3.1), und welche handlungspraktischen Schwierigkeiten die mikrosoziale Intervention in makrosoziale Probleme mit sich bringt (3.2). Die Strategien, die in den antirassistischen Gruppen Verwendung finden, werden beschrieben, und ich untersuche, welche kurzfristigen Effekte man beobachten kann (3.3). Das vierte Kapitel ist den langfristigen Effekten des interaktiven Antirassismus gewidmet. Weil mikrosoziale Handlungen im Hinblick auf ihre strukturellen Ursachen und nicht-intendierten Effekte nur schwer eingeschätzt werden können, neigen antirassistisch Engagierte zu handlungspraktischer Vorsicht (4.1). Manche Formen des Rassismus sind schwer erkennbar oder in rassistischen Strukturen kaum zu vermeiden. Diese „rassistischen Reste“ unter antirassistisch Engagierten beschreibe ich im zweiten Teil des vierten Kapitels.

Während Kapitel Drei und Vier Interaktionen und ihre Effekte beschreiben, sind die Kapitel Fünf und Sechs deren Zustandekommen gewidmet. Man kann diese Kapitel als Fall-

studien für das Zusammenspiel von rassistischen Strukturen mit anderen sozialen Dynamiken ansehen. Im fünften Kapitel geht es um den machtasymmetrischen interkulturellen Konflikt. Durch die objektive Machtasymmetrie zwischen rassistisch Dominanten und Dominierten divergiert ihre Perspektive auf interkulturelle Konflikte (5.1). Rassismuskritik kann aus der Perspektive der Dominierten ebenso richtig und sinnvoll sein, wie sie aus der Perspektive der Dominanten verfehlt und unverständlich wirken (5.2). So erklären sich auch Ambivalenzen im Verhältnis zwischen rassistisch Dominanten und Dominierten. Da die Dominanten die Substanz von Rassismuskritik nicht wirklich nachvollziehen können, vermeiden sie einerseits Konflikte mit den Dominierten und sind andererseits zu aggressiven Durchbrüchen geneigt, die Rassismuskritik wieder neue Nahrung geben. Demgegenüber versuchen die dominierten Gruppenmitglieder, die Dominanten von dem normativen Druck zu entlasten, der so fast zwangsläufig entsteht (5.3). Dadurch, dass die soziale Welt aus der Sicht von rassistisch Dominanten anders erscheint als aus der von rassistisch Dominierten, erklärt sich, warum Menschen, die einen erheblichen Teil ihrer Zeit in antirassistische Kämpfe investieren, dennoch von sich selbst und anderen als rassistisch kritisiert werden können. Am Beispiel des machtasymmetrischen interkulturellen Konflikts lässt sich zeigen, wie die Struktur einer Handlungssituation rassistische Effekte hervorbringt, die sich nur schwer intentional kontrollieren lassen.

In analoger Weise kann antirassistisches Engagement auf die objektiven Ungleichheiten im sozialen Raum bezogen werden. Es ist erklärungsbedürftig, wenn sich Menschen gegen Rassismus engagieren, denen Rassismus auf den ersten Blick egal sein könnte. Man kann hier auf individuelle Besonderheiten verweisen: Die antirassistische Bewegung wäre dann eine Auswahl von besonders wohlmeinenden oder von besonders aufgeklärten Menschen. Der sozialwissenschaftliche Blick auf gesellschaftliche Entwicklungen lehrt jedoch, dass das individuell sinnvolle Handeln vieler Menschen meist auch in sozialstrukturellen Zusammenhängen objektiven Sinn entfaltet. Wenn man jenseits der Selbstbeschreibung der antirassistisch Engagierten nach dem sozialen Ort ihrer Tätigkeit fragt, stößt man auf die widersprüchliche Position der beherrschten Herrschenden, also jener Fraktion der herrschenden Klassen, die ihren Mangel an ökonomischem Kapital durch einen Überfluss von kulturellem Kapital kompensiert. Als Zeichen von Progressivität, von internationaler Orientierung und von überlegener Moral kann antirassistisches Engagement im Zusammenhang mit den Distinktionskämpfen der gebildeten Mittelschicht erklärt werden. Das weckt die Hoffnung, dass das Mobilisierungspotenzial der antirassistischen Bewegung nicht durch die unbewusste Amoral der Bevölkerungsmehrheit auf wenige „Gute“ beschränkt bleiben muss, sondern dass sich die Attraktivität des Antirassismus im Rahmen von politischen und symbolischen Kämpfen steigern lässt.

Lesehinweis

In dieser Arbeit wird eine Reihe von Begriffen anders verwendet als in der Umgangssprache. Zum Beispiel entwickle ich im ersten Kapitel ein Modell und Konzept des Rassismus, das deutlich von dem abweicht, was in politischen Kämpfen unter „Rassismus“ verstanden

wird. Man kann lange darüber streiten, ob es in der Politik sinnvoll ist, zu viele oder zu wenige soziale Probleme als rassistisch zu denunzieren. Das geschätzte Publikum würde die Arbeit aber missverstehen, wenn es den jeweils eigenen Begriff von Rassismus als selbstverständlich voraussetzen würde.

Ähnlich steht es mit „Antirassismus“ oder „antirassistischen Gruppen“. In Deutschland bezeichnen sich überwiegend linke Gruppen als antirassistisch. Die meisten anderen Gruppen haben Namen wie „Pro Asyl“, „Interessengemeinschaft binationaler Ehen“, „Flüchtlingsrat“, „Kirchenkreis Deutsche und Ausländer“ und sehen sich selbst nicht als antirassistische Gruppe, obwohl sie gegen „Rassismus“, so wie ich den Begriff verwende, aktiv werden.

Schließlich ist gerade bei diesem Thema augenfällig, dass die Klassifikation von heterogenen Menschen in homogene soziale Gruppen symbolisch gewaltsam wirkt. Indem ich Schwarze „schwarz“ nenne, folge ich der antirassistischen Kritik gegenüber abwertenden und beleidigenden Begriffen wie „Farbige“ und „Neger“, vermeide Euphemismen wie „bunt“ und bleibe hinter dem aktuellen Trend zur Ethnisierung – „afrodeutsch“ – zurück. Ich greife also aus einer Vielzahl möglicher Zuschreibungen und Selbstbeschreibungen eine heraus, die ich für möglichst wenig ärgerlich halte, die aber nichtsdestotrotz nur unter der Voraussetzung verstanden werden kann, dass allen LeserInnen rassistische Klassifikationen bekannt und geläufig sind. Ich versuche, symbolisch gewaltsame Zuschreibungen dadurch zu vermeiden, dass ich normalerweise von rassistisch Dominanten und rassistisch Dominierten spreche. In konkreten Situationen benenne ich jedoch die Gruppe, um die es geht, und bleibe dabei auf zweifelhafte Begriffe angewiesen: Zum Beispiel ist umstritten, ob „MigrantInnen“ auch Kinder und Enkel von MigrantInnen, oder auch Flüchtlinge bezeichnen soll. Gleiches gilt für „Schwarze“: Sind das alle, die sich als politisch „schwarz“ sehen, oder diejenigen, die „anders“ aussehen, oder Menschen afrikanischer Herkunft?

Danksagung

Wir sind es gewohnt, Arbeiten wie diese als Ergebnis individueller Bemühungen zu betrachten. Tatsächlich hat diese Studie mir die Freude bereitet, die die ergebnisreiche Vertiefung in ein spannendes Thema mit sich bringen kann. Dass sie möglich war, ist jedoch der Mühe einer großen Zahl anderer Menschen, Gruppen und Institutionen zu verdanken, die zu einem Reflexionstag bereit waren, die mich und meinen Computer bezahlten, mich berieten, kritisierten, motivierten und in einer Vielzahl praktischer Dinge unterstützten.

Neben vielen Ungenannten danke ich den Gruppen, die den Mut hatten, sich in einem symbolisch umkämpften Feld stellvertretend für viele andere dem Risiko einer wissenschaftlichen Beobachtung und Kritik auszusetzen; Klaus Eder und Birgit Rommelspacher, die meine Arbeit von Anfang an und kontinuierlich unterstützen, auch als noch unklar war, wohin sie führen sollte, und die, als die Arbeit Kontur annahm, inhaltliche Offenheit mit konstruktiver Kritik zu verbinden wussten; Gregor Ohlerich, María del Mar Castro Varela, Oliver Schmidtke, Norbert Ropers, Annita Kalpaka und der Arbeitsgruppe gegen Rassismus und Antisemitismus in der psychosozialen Versorgung für entscheidende inhaltliche

Anregungen. Stefan Peters, Sabine Wieninger, Diana Wallow, Barbara Müller, Helmut Weiß, Barbara Totzeck, Micha Reinig, Karin Schittenhelm, Kai-Uwe Hellmann, Norbert Cyrus, Ulrike Höppner, Michael Büscher, meinen KollegInnen im Berghof Forschungszentrum und vielen anderen danke ich für ihre guten Ideen, ihre praktische Hilfe und ihre freundschaftliche Unterstützung. Das Layout der zweiten Auflage wurde von Ana Burduli-Ulrich mit großer Mühe perfektioniert; auch dafür herzlichen Dank! Dem Berghof Forschungszentrum für Konstruktive Konfliktbearbeitung, seinem Stifter und seinem Leiter verdanke ich die seltene Chance, in einem großzügigen Rahmen und inhaltlich frei zu einem ungewöhnlichen Thema arbeiten zu können.

1. Was ist Rassismus?

Eine theoretische Annäherung an das soziale Problem des Rassismus ist schon deshalb nicht ganz einfach, weil die eingangs geschilderten politisch-praktischen Schwierigkeiten auch vor der Wissenschaft nicht Halt machen. Allzu oft bleibt das Bemühen um ein Modell des Rassismus spürbar, das nicht nur theoretische, sondern auch normative Probleme lösen kann. Zum Beispiel plädieren viele WissenschaftlerInnen dafür, den Begriff möglichst trennscharf und eng zu formulieren. Wenn man nur Phänomene als rassistisch erfasst, die zweifellos rassistisch sind, kann niemand die sachliche Korrektheit der Definition anzweifeln und man vermeidet den Vorwurf der Skandalisierung. Dennoch können enge Rassismusdefinitionen nicht befriedigen: Sie ignorieren die Wandlungsfähigkeit gesellschaftlicher Konventionen und laufen Gefahr, durch einen chronisch veralteten Rassismusbegriff die Tragweite des Problems zu unterschätzen.

In den folgenden Ausführungen soll die Frage nach *normativ* tragfähigen, politisch relevanten Definitionen so weit als möglich vermieden werden – auch wenn Modelle des Rassismus deren Bedeutung nicht ignorieren können. Außerdem erscheint die Suche nach einer *trennscharfen* Definition aus inhaltlichen Gründen aussichtslos. Es wird also darum gehen, in Auseinandersetzung mit den vorhandenen Ansätzen einen *analytischen* Blick auf das Phänomen vorzuschlagen, mit dessen Hilfe heterogene soziale Phänomene präzise auf ein Modell des Rassismus bezogen werden können.

1.1 Probleme einer Gegenstandsbestimmung

1.1.1 Inhaltliche Abgrenzung von Rassismus

Die normativen Entscheidungen, die sich in die inhaltliche Abgrenzung des Rassismus gegenüber anderen sozialen Phänomenen mischen, sind heftig umkämpft und extrem variabel. So wäre es heute in den USA undenkbar, dass die Gewerkschaften nur Weiße vertreten, wie das bis in die 30er Jahre hinein überwiegend der Fall war (Wieviorka 1995: 87ff). Auch Intelligenztests, die aufgrund ihrer Kulturspezifik andere Kulturen als genetisch minderwertig konstruierten, werden heute zumindest als rassistisch kritisiert, auch wenn sie immer noch häufig Anwendung finden. Mittlerweile schüttelt man den Kopf darüber, dass solche wissenschaftlichen Methoden 1924 in den USA Quoten für „minderwertige“ Einwanderer legitimieren konnten (Lewontin et al. 1984: 88). Und es ist bekannt, dass diese Gesetzgebung in den 40er Jahren viele osteuropäische Juden den nationalsozialistischen Völkermorden auslieferte. Zugleich findet man es heute in der EU legitim, dass Nationalstaaten Arbeit bevorzugt an ihre Staatsangehörigen vergeben, und dass die Methoden zur Kontrolle nicht

Flexibilität
normativer
Setzungen

erwünschter Migration regelmäßig zu Todesfällen an den Grenzen führen. Wissenschaftliche Definitionen des Rassismus, die Praktiken wie die oben dargestellten gemäß eindeutiger, „objektiver“ oder zumindest intersubjektiv akzeptabler Kriterien als rassistisch bzw. nicht rassistisch bezeichnen könnten, müssten die Widersprüchlichkeit der Praxis aufgreifen und würden dann wissenschaftlichen Gütekriterien nicht mehr genügen.

Vorurteils-
forschung

Diese inhaltliche Unsicherheit ist eine Ursache dafür, dass sich wissenschaftliche Definitionen bevorzugt auf inhaltsleere und allgemeine Phänomene beziehen. Ein erster Versuch einer wertneutralen Abgrenzung des Rassismus war die Definition des Vorurteils von Allport: „Von anderen ohne ausreichende Begründung schlecht denken“ (Allport 1971: 20). Oder auch: „Ein ethnisches Vorurteil ist eine Antipathie, die sich auf eine fehlerhafte und starre Verallgemeinerung gründet. (...) Die Wirkung eines so definierten Vorurteils besteht darin, dass es den Gegenstand des Vorurteils in eine ungünstige Situation bringt, die er sich nicht durch sein eigenes schlechtes Verhalten verdient hat“ (Allport 1971: 23).

Dilemma
zwischen
Fakten und
Werten

Solche Definitionen sind jedoch nur scheinbar wertneutral. Denn es stellt sich die Frage, was eine „ausreichende Begründung“ dafür wäre, schlecht von jemandem zu denken. Da alle Begriffe Verallgemeinerungen mit sich bringen, müsste entschieden werden, welche Stereotype fehlerhaft sind, bzw. wer durch sein eigenes schlechtes Verhalten die „ungünstige Situation“ verdient hat. Damit gerät der Nachweis des „Falschen“ in das von Wetherell und Potter beschriebene Dilemma zwischen Fakten und Werten (1992: 206): In die Unterscheidung zwischen akzeptablen und irrationalen Verallgemeinerungen fließen zwangsläufig Wertentscheidungen ein. Und gerade bei normativ aufgeladenen Themen wie Rassismus kann faktisch Falsches durchaus politisch Sinn ergeben. Zum Beispiel ist die Behauptung, dass Ausländer auf Kosten der Deutschen leben würden, schon aufgrund der in ihr enthaltenen Homogenisierung logisch widerlegbar und empirisch falsch (Benz 1992: 39). Als politische Aussage ist die „verzerrte Wahrnehmung“ aber sinnvoll und verständlich.

Eine inhaltliche Definition von Rassismus: Kategorisierung und Hierarchie

Inhaltliche
Definition

Die Unterscheidung zwischen richtigem und falschem Denken kann daher keinen wertneutralen Anhaltspunkt für die Unterscheidung zwischen rassistischen und nicht rassistischen Inhalten bieten. In der Rassismusforschung setzten sich inhaltlich explizitere Definitionen durch. Hierbei werden auf der Grundlage von historisch-spezifischen sozialen Auseinandersetzungen Gemeinsamkeiten von Diskursen herausgearbeitet, die man als rassistisch bezeichnen kann. Zentral und konsensfähig sind in diesen Definitionen zwei Momente, die auch Allport schon andeutete: Die Einteilung von Menschen in spezifisch „rassistische“ Kategorien und die hierarchische Anordnung der so erzeugten Menschengruppen. Laut Miles liegt der ideologische Gehalt des Rassismus:

„erstens in seiner Bedeutungskonstruktion einer oder mehrerer biologischer Merkmale als Kriterium für die Bezeichnung einer Kollektivgruppe in der Weise, dass ihr ein naturgegebener, unwandelbarer Ursprung und Status und von daher eine ihr innewohnende Differenz anderen Gruppen gegenüber zugeschrieben wird. Es muss, mit anderen Worten, ein Prozess der Rassenkonstruktion stattfinden. Zweitens müssen der so bezeichneten Gruppe zusätzliche, negativ bewertete Merkmale zugeschrieben werden und/oder sie muss so dargestellt werden, dass sie negative Konsequenzen für irgendeine andere Gruppe verursacht. Die Merkmale können biologischer oder kultureller Provenienz sein. Dieser Konstruktion zufolge besitzen alle Menschen, die eine natur-

gegebene biologische Gruppe bilden, eine Reihe von (negativ bewerteten) biologischen und/oder kulturellen Eigenschaften oder Merkmalen. Daraus folgt, dass die Präsenz einer solchen Gruppe als höchst problematisch erscheint: sie wird ideologisch als Bedrohung dargestellt“ (Miles 1991: 105f).

Die Miles'sche Begriffsbestimmung ist relativ umfassend und er spricht zentrale Probleme der Rassismusforschung an. Zum Beispiel hinterfragt er Essenzialisierungen wie „Rasse“ und untersucht stattdessen „race relations“ oder „racialization“, also *Rassenkonstruktionsprozesse*. Seine Definition im engeren Sinne wird um weiter führende Beschreibungen ergänzt: Rassistische Bedeutungskonstruktionen enthielten Darstellungen des eigenen Selbst, es könne sich um in sich schlüssige Theorien handeln, aber auch um weniger kohärente Bilder. Rassistische Ideologien seien praktisch angemessen, d.h. sie strukturierten für manche Teile der Bevölkerung deren Erfahrung der Welt. Damit müsse die inhaltliche Ausformulierung von Rassismen als klassenabhängig angesehen werden.

Miles betont, dass seine Begriffsbestimmung sich nicht auf einen „spezifisch historischen Gehalt“ festlege. Der Rassismusbegriff bestimme „vielmehr die allgemeinen Merkmale, die ein Diskurs besitzen muss, um als ein Beispiel für Rassismus gelten zu können. Der Rassismus ist, mit anderen Worten, keine einförmige, statische Ideologie, die man anhand einer bestimmten Reihe von Behauptungen, bildlichen Vorstellungen und Klischees identifizieren kann“ (Miles 1991: 109f). Dennoch hält Miles an der Notwendigkeit einer trennscharfen Definition fest, die trotz der Heterogenität rassistischer Ideologien eindeutig zwischen Rassismus und anderen Diskursen unterscheiden kann. Aus diesem Grund muss er die strukturellen Merkmale rassistischer Diskurse – Kategorisierung und Hierarchie – durch eine inhaltliche Bestimmung ergänzen: Er sieht nur diejenigen Ideologien als rassistisch an, die naturgegebene, unwandelbare Merkmale ins Zentrum von Gruppenkonstruktionsprozessen rücken. Kulturelle Merkmale tragen zwar zur Entwertung einer solchermaßen konstruierten Gruppe bei. Wenn sich jedoch schon die Konstruktion einer Gruppe ausschließlich auf kulturelle Merkmale bezieht, so hält Miles diesen Diskurs nicht für rassistisch. Hierin unterscheidet er sich von den nun zu diskutierenden „Rassismen ohne Rassen“.

Natur-
gegebene
Merkmale

Rassismus ohne „Rassen“

Die von Miles und anderen propagierte Kopplung rassistischer Inhalte an biologistische⁵ Merkmalskonstruktionen ist seit längerem umstritten. Zum einen wurde sie von der politischen Entwicklung überholt: Schon 1963 erklärte die Generalversammlung der Vereinten Nationen, „dass jede Lehre von einer auf Rassenunterschiede gegründeten Überlegenheit wissenschaftlich falsch, moralisch verwerflich sowie sozial ungerecht und gefährlich ist“ (Partsch 1991: 650). In der 1965 verabschiedeten „Konvention zur Beseitigung jeder Form von Rassendiskriminierung“ wird ein weiter Rassenbegriff verwendet, der neben Hautfarbe auch Abstammung und nationale und ethnische Herkunft gelten lässt (Partsch 1991: 651). Und heute argumentiert selbst die neue Rechte nicht mehr mit biologischen Unterschieden,

Kritik an
engen
Definitionen

⁵ Biologistisch deshalb, weil die Wissenschaft Biologie mittlerweile alle Menschen einer Rasse zuordnet (Lewontin et al. 1984).

sondern gegen die Vermischung „reiner Kulturen“, wenn sie Praktiken der Ausgrenzung rechtfertigen will. Angesichts dieser politischen Entwicklungen muss nach dem Sinn einer Rassismusdefinition gefragt werden, nach der sich diejenigen als „nicht rassistisch“ darstellen können, die zwar im Einklang mit allgemein akzeptierten Normen „Rasse“ als Kategorie ablehnen, die aber Schwarze als Problem konstruieren und ihnen gleiche Rechte absprechen (Hopkins et al. 1997: 307).

Neben solchen normativen Argumenten sprechen auch theoretische und forschungspragmatische Überlegungen gegen die Verengung auf biologistische Kriterien. Ideologien sind wandelbar – das betont auch Miles. Wieso sollte man an einer Definition festhalten, die den Stand der politischen Kämpfe vor 1945 wiedergibt? Sears (1988) weist darauf, dass die Ergebnisse der Umfrageforschungen zu Rassismus als methodische Artefakte angesehen werden müssen. Zwar stimme ein immer geringerer Anteil der Bevölkerung rassistischen Aussagen zu. Allerdings erkläre sich das dadurch, dass die Items, die zur Messung verwendet würden, immer noch aus den 50er und 60er Jahren stammten. Eine veraltete Definition und Operationalisierung des Rassismus schürt zwar die Hoffnung auf dessen allmähliches Verschwinden. Wenn die sozialen Phänomene, die unter der Überschrift „Rassismus“ begriffen werden sollen, jedoch in veränderter Form bestehen bleiben, hat man sich lediglich der Chance beraubt, diese zu benennen.

Neuer Rassismusbegriff

Überlegungen dieser Art haben in einer Vielzahl von Forschungstraditionen⁶ zu Begriffen für einen Rassismus ohne „Rasse“ geführt. In seiner viel zitierten Schrift „Gibt es einen neuen Rassismus?“ beschreibt Balibar den differenzialistischen Rassismus folgendermaßen:

„Ideologisch gehört der gegenwärtige Rassismus, der sich bei uns [in Frankreich, A.W.] um den Komplex der Immigration herum ausgebildet hat, in den Zusammenhang eines [...] Rassismus, dessen vorherrschendes Thema nicht mehr die biologische Vererbung, sondern die Unaufhebbarkeit der kulturellen Differenzen ist; eines Rassismus, der – jedenfalls auf den ersten Blick – nicht mehr die Überlegenheit bestimmter Gruppen oder Völker über andere postuliert, sondern sich darauf ‚beschränkt‘, die Schädlichkeit jeder Grenzverwischung und die Unvereinbarkeit der Lebensweisen und Traditionen zu behaupten“ (Balibar 1990: 28).

Im Deutungsrahmen des differenzialistischen Rassismus wird die Vorstellung von „Rassen“ ebenso explizit abgelehnt wie die Annahme eines Wertunterschiedes zwischen den Kulturen. Kulturen werden aber wie „Rassen“ konstruiert: als statisch, vererbbar, in sich homogen und nach außen abgrenzbar. Trotz der betonten Gleichwertigkeit der Kulturen stellt sich der „Gedanke der Hierarchie – dessen Absurdität man sogar lautstark proklamieren kann – (...) einerseits in der Praxis dieser Lehren her (...), andererseits ist er in den Kriterien angelegt, die verwendet werden, um die Differenz der Kulturen zu denken“ (Balibar 1990: 33). Zum Beispiel richtet sich die Überzeugung, dass sich die Kulturen nicht mischen sollten, in der Praxis gegen die strukturell schwächeren „Kulturen“, also die Minderheiten, die ausgewiesen oder segregiert werden müssten, wenn das Staatsvolk homogen werden soll.⁷

6 Der von Barker (1981) geprägte Begriff „new racism“ ist nicht ganz unumstritten, da es sich nicht wirklich um einen *neuen* Rassismus, sondern eher um eine neue Gewichtung zwischen zwei schon immer vorhandenen Logiken des Rassismus handelt: Herabwürdigung und Ausgrenzung (Wieviorka 1995: 42ff). Weitere Begriffe für „Rassismus ohne Rassen“ sind: „kultureller Rassismus“ (Hall, S. 1989, 1994), „differenzialistischer Rassismus“ (Taguieff 1992), „neuer Ethnozentrismus“ (Kalpaka und Rätzhel 1990) oder „symbolischer Rassismus“ (Sears 1988).

7 Weltweit können nur etwa 20 Staaten mit einer Bevölkerung über 0,5 Mio. als „echte“, also ethnisch homogene Nationalstaaten angesehen werden (Scherrer 1996: 24), denen 2500 bis 6500 ethnische Gruppen gegenüberstehen

Ebenso wenig sind die Kriterien, mit denen „Kulturen“ aus der dominanten Sicht beschrieben werden, wertneutral, so z.B. der Unterschied zwischen individualistischen und kollektivistischen „Kulturen“ oder der Verweis darauf, dass manche Kulturen die Demokratie erfunden hätten, während andere eben großen Wert auf religiöse Besessenheit legten.⁸

Wieviorka (1995: 42ff) unterscheidet zwischen der herabwürdigenden und der differenzialistischen Logik des Rassismus und erklärt diese unter Bezug auf unterschiedliche historische Situationen. Die herabwürdigende Logik füge sich in den modernen assimilatorischen und kolonisierenden Zugriff auf die Welt, während der differenzialistische Rassismus eher die Folgen der Entkolonisierung – die Migration in die „Mutterländer“ und die sich hieraus ergebende postmoderne Multikulturalisierung – abwehre.

Es sprechen also gute Gründe für die Verwendung eines erweiterten Rassismusbegriffs. Doch auch dieser wirft Probleme auf. Denn wenn „Kultur“ als Deckmantel für „Rasse“ angesehen wird, könnte jegliche Unterscheidung zwischen Menschen als „Camouflage“ von Rassismus gedeutet werden. Daher zeigt Balibar, dass sich der neue Rassismus in seiner diskursiven Entwicklung vom alten Rassismus ableiten lässt. Er erfülle ähnliche Funktionen wie der traditionelle Rassismus und sei als Antwort auf die antirassistischen Argumente gegen den altmodischen Rassismus lesbar.⁹

Eine solche ideologienhistorische Ableitung wird sich aber nicht immer bewerkstelligen lassen. Neben den inhaltlichen Bestimmungen, die beim Rassismus ohne „Rasse“ zwangsläufig diffuser sind als bei traditionellen Rassismusdefinitionen, gewinnt daher ein weiteres definierendes Merkmal an Bedeutung: der Machtunterschied zwischen rassistisch konstruierten Gruppen. So können Hopkins et al. (1997) zeigen, dass neorassistische Diskurse, die sich ja durch ihre explizit *nicht* bewertende Struktur auszeichnen, nur dann Ausgrenzung stützen können, wenn sie vorhandene Machtasymmetrien systematisch verleugnen. Wenn man neben der essenzialistischen Klassifikation und (impliziten) Hierarchisierung ein drittes definierendes Merkmal, nämlich die asymmetrischen Machtverhältnisse zwischen den so konstruierten Gruppen, verbindlich in eine Definition des Rassismus einbezieht, kann man den differenzialistischen Rassismus auch ohne Rekurs auf inhaltlich biologistische Merkmalskonstruktionen von einfachen Stereotypenbildungen unterscheiden.

Zwei
Logiken des
Rassismus

Probleme
des neuen
Begriffs

Ein drittes definierendes Moment: Konstruktionsmacht

Solange sich Rassismusdefinitionen auf die beiden Kriterien Klassifikation und Hierarchisierung beziehen, könnte man mit gleichem Recht von „Ethnozentrismus“ (Rieker 1997) oder „Fremdenfeindlichkeit“ (Danckwört und Lepp 1997; Institut für Sozialforschung 1992, 1994)¹⁰ sprechen, wie das bei neueren deutschsprachigen Studien zum Thema regel-

(Scherrer 1996: 15).

⁸ Zum in Westeuropa zunehmend wieder auflebenden antiislamischen Rassismus siehe Attia et al. (1995: 136ff) und Pinn und Wehner (1995).

⁹ Ursprünglich hatte Lévi-Strauss auf der Gleichwertigkeit und eigenständigen Bedeutung aller Kulturen beharrt. Dieses gegen den kolonialistischen Rassismus gerichtete Argument wird nun als Beleg für die neo-rassistische Annahme zitiert, dass Kulturen sich nicht vermischen sollten (Balibar 1990: 29f).

¹⁰ Der Begriff „Fremdenfeindlichkeit“ wurde verschiedentlich kritisiert, weil in der Hierarchie erwünschter und

mäßig der Fall ist. Die Verwendung des Begriffs „Rassismus“ lässt sich nur dann begründen, wenn er auch konzeptionell über das Paradigma ethnischer „Fremdheit“¹¹ hinausweist: Viele AutorInnen plädieren dafür, Rassenkonstruktionsprozesse nur dann als „Rassismus“ zu betrachten, wenn sie die o.g. Bedingungen erfüllen *und* durch asymmetrische Machtverhältnisse gestützt werden.

„Wird eine so als ‚Rasse‘ konstruierte Gruppe gegenüber der eigenen als minderwertig eingestuft und führt diese Auffassung zur Ausgrenzung und Marginalisierung dieser Gruppe, handelt es sich um Rassismus. Rassismus ist also unserer Auffassung nach mit Macht verknüpft. Nur wenn die Gruppe, die eine andere als minderwertige ‚Rasse‘ konstruiert, auch die Macht hat, diese Konstruktion durchzusetzen, kann von Rassismus gesprochen werden“ (Kalpaka und Rätzzel 1990: 13f).

Manche Definitionen erwähnen „Macht“ ganz allgemein und verstehen sie als Verfügungsgewalt über Ressourcen. Meist werden jedoch genauere Bestimmungen für sinnvoll erachtet. So warnen Kalpaka und Rätzzel wie viele andere vor der individualisierten Zuschreibung von Konstruktionsmacht. „The term *individual racism* is a contradiction in itself because racism is by definition the expression or activation of group power“ (Essed 1991: 37). Nicht jedes einzelne Mitglied der dominierten Gruppe muss in jeder Situation über weniger Macht verfügen als jedes einzelne Mitglied der dominanten Gruppe.¹²

Auch wenn alle Arten von Ressourcen zur Konstitution von Konstruktionsmacht beitragen, ist doch die Kontrolle über die dominanten und legitimen Diskurse einer Gesellschaft die kollektive Machtressource, die für die Durchsetzung von Rassenkonstruktionen zentral erscheint. Diese Ressource ist natürlich ungleich verteilt. Eine Klassenfraktion, die wie die hier untersuchte gebildete Mittelschicht relativ großen Einfluss auf den legitimen Diskurs hat, wird auch in stärkerem Maße an der Formulierung nationaler und rassistischer Grenzbeziehungen beteiligt sein.¹³

Rassismus
von
Machtlosen?

Das wirft die Frage auf, inwiefern machtlosen gesellschaftlichen Gruppen wie z.B. der weißen Unterschicht Konstruktionsmacht zugeschrieben werden kann. Miles zufolge sollten deren rassistische Überzeugungen „nicht so sehr als Besitz von Macht verstanden wer-

unerwünschter Gruppen die Variable „Fremdheit“ im Vergleich zu ökonomischem Status und anderen Unterscheidungen eine offensichtlich untergeordnete Rolle spielt. Zum Beispiel verwendet Watts (1996) zwar den Begriff, reformuliert ihn jedoch, um Umfragedaten zu erklären, bei denen Japaner unter ostdeutschen Jugendlichen weitaus beliebter sind als Polen. „Fremdheit“ impliziert also falsche Vorannahmen über die Ursache des Ressentiments. Für eine Verwendung des Begriffs spricht, dass „Fremdheit“ leicht als soziale Konstruktion erkennbar ist, während „Rasse“ eine essenzialistische Vorstellung des „Fremden“ nahe legt. Zur Diskussion der im Deutschen verwendeten Begriffe vgl. Singer (1997: 51ff) oder Rieker (1997).

11 Der Unterschied zwischen Rassismus und Prozessen der Ethnisierung lässt sich nicht trennscharf, sondern eher deskriptiv formulieren. Nach Bonilla-Silva impliziere „Rasse“ immer Hierarchie, während das bei Ethnisierung nicht notwendigerweise der Fall sei. Es handele sich um „different bases for group association. Ethnicity has a primarily sociocultural foundation, and ethnic groups have exhibited tremendous malleability in terms of who belongs (...); racial ascriptions (initially) are imposed externally to justify the collective exploitation of a people and are maintained to preserve status differences“ (Bonilla-Silva 1997: 469).

12 Umstritten ist auch, ob rassistisch dominierte Gruppen ihrerseits Rassismus ausüben können. Da insbesondere die britische Kolonialpolitik aktiv „Farbige“ (asiatischer Herkunft) gegenüber „Schwarzen“ (afrikanischer Herkunft) hierarchisierte, betrachten einige AutorInnen den Rassismus von „besseren“ Schwarzen gegenüber „schlechteren“ Schwarzen als Ableitung des Rassismus von Weißen gegenüber Schwarzen insgesamt. Mir erscheint es sinnvoll, am Kriterium „Konstruktionsmacht“ festzuhalten und dann von Rassismus zu sprechen, wenn eine Gruppe zumindest teilweise selbst über die Macht verfügt, Zuschreibungen durchzusetzen.

13 Die Rolle der Intellektuellen für die Bildung nationaler Mythen und kollektiver Identitäten wird von zahlreichen Arbeiten im Bereich der (historischen) Nationalismusforschung betont, u.a. von Giesen (1991, 1999).

den, sondern als Reaktion auf (unter anderem) *Machtlosigkeit*“ (1991: 75). Diese in der Linken weit verbreitete Argumentation lässt den Rassismus der unteren Klassen als fehlgeleiteten Protest erscheinen und erlaubt es so, an der Vorstellung vom „revolutionären Subjekt“ festzuhalten: Gerade während wirtschaftlicher Krisen werde für breite Bevölkerungsschichten deutlich, dass sie über die Bedingungen ihrer Existenz keine Kontrolle hätten. Die resultierende Verunsicherung der unteren Klassen richte sich „im Einvernehmen mit den Herrschenden“ (Osterkamp in Rätzkel 2000: 62) in selbstschädigender Weise gegen rassistisch konstruierte Gruppen.

Allerdings müssten im Rahmen solcher Argumentationen auch faschistische Massenaufmärsche als Zeichen von *Machtlosigkeit* angesehen werden. Theoretisch überzeugender wäre ein Zugang, der zwischen verschiedenen Machtressourcen und deren unterschiedlicher Bedeutung in spezifischen sozialen Situationen unterscheidet. Auch wenn die „kollektive Konstruktionsmacht“ wesentlich für das Phänomen „Rassismus“ ist und die Gebildeten diese aktiv ausüben, während die unteren Klassen sie eher durch Zustimmung stützen, muss doch anerkannt werden, dass ein weißer Obdachloser, der in der U-Bahn rassistische Parolen ruft, zumindest als Trittbrettfahrer eine Machtressource nutzt, die nur denjenigen zur Verfügung steht, die vom dominanten Diskurs als „weiß“ anerkannt werden. Er ist als Unterschichtsangehöriger ohnmächtig. Als Weißer reproduziert er einen Diskurs, der Weiße insgesamt aufwertet. Beide Momente lassen sich nicht einfach addieren, sondern der Obdachlose enttarnt sich durch das laute Sprechen als sozial stigmatisiert und zugleich konstituieren die Inhalte seiner Parolen einen rassistischen öffentlichen Raum. Die Aussage, dass die rassistisch dominante Gruppe über die Macht verfügt, ihre Zuschreibungen durchzusetzen, bedeutet also nicht, dass alle Dominanten in gleicher Weise Zugang zu dieser Macht gewinnen oder dass rassistische Zuschreibungen alle anderen sozialen Hierarchien überdecken. Vielmehr muss gezeigt werden, wie diese Macht situationspezifisch wirksam wird.

Fazit

Versuche, Rassismus ohne Rekurs auf biologische Merkmale zu definieren, bleiben angreifbar, weil sie den Rassismusbegriff ausweiten und damit Gefahr laufen, dass er beliebig wird. Historische Ableitungen und der Verweis auf die Konstruktionsmacht als definierendes Merkmal schaffen nur bedingt Abhilfe. So kritisieren Bader (1995) und Miles, dass der neue Rassismus nicht mehr von anderen askriptiven Praktiken wie dem Sexismus unterschieden werden könne, und dass die AnhängerInnen eines neuen Rassismusbegriffs nicht benennen könnten, was den vielen historisch-spezifischen Rassismen, die sie unter einen Begriff zusammenfassen, gemeinsam sei (Miles 1991: 87). Umgekehrt bieten traditionelle Ansätze zwar eine überzeugende Definition. Diese deckt sich aber nicht mehr mit den sozialen Phänomenen, die sie beschreiben soll, und die Debatte über die definitorische Abgrenzung lässt die wesentlichere Frage nach einer geeigneten Modellierung des Phänomens in den Hintergrund treten. Definitionen, die dem folgen, was RassistInnen unter „Rasse“ verstehen, machen sich von Begrifflichkeiten abhängig, die sie gerade rekonstruieren sollten (Bonilla-Silva 1997: 469; Wacquant 1997: 222). So hinkt die Wissenschaft zwangsläufig der politischen Entwicklung rassistischer Ideologien hinterher.

Es ist gerade die Spezifik des Rassismus – sein kulturell-symbolischer Gehalt und dessen Wandlungsfähigkeit – die es unmöglich macht, rassistische Inhalte ein für alle Mal trennscharf zu bestimmen. Man kann verschiedene Diskursstränge voneinander abgrenzen. Der analytische Wert dieser Unterscheidungen für ein Verständnis des zugrunde liegenden sozialen Phänomens darf aber bezweifelt werden.

Macht-
asymmetrie
als zentrale
Dimension

Trotz dieser Schwierigkeiten spricht v.a. ein Punkt für ein Festhalten am Rassismusbegriff. Im Unterschied zu anderen Theorietraditionen mit einem ähnlichen Gegenstandsbereich¹⁴ betont der Rassismusbegriff das Moment der strukturellen Machtasymmetrie zwischen durch symbolische Klassifikationen zu „Rassen“ gewordenen Menschengruppen. Die Offensichtlichkeit von Machthierarchien erlaubt es weiterhin, die herabwürdigende und die differenzialistische Logik des Rassismus zu unterscheiden. Während im herabwürdigenden Rassismus Höherwertigkeit und Definitionsmacht explizit beansprucht werden, reproduziert der differenzialistische Rassismus beide Dimensionen, obwohl sie im Diskurs verneint werden. Daher setzt der differenzialistische Rassismus das selbstverständliche Bestehen rassistischer Machtasymmetrien voraus, während der herabwürdigende Rassismus sich auch dafür anbietet, diese überhaupt erst durchzusetzen oder zu verschärfen.

Wenn man sich entscheidet, „Konstruktionsmacht“ neben den Kriterien „Klassifikation“ und „Hierarchisierung“ für eine Definition von „Rassismus“ zu berücksichtigen, verlässt man die Debatte über die inhaltliche Abgrenzung von Diskursen und muss sich mit der Struktur gesamtgesellschaftlicher Machtasymmetrien auseinandersetzen. Im Folgenden soll untersucht werden, inwiefern die vorhandenen Rassismustheorien für solch eine gesellschaftstheoretische Konzeption des Begriffs nützlich sind.

1.1.2 Anschlussfähigkeit mikrosozialer Ansätze zur Makroebene

Stark vereinfacht lassen sich in der Rassismusforschung interaktionszentrierte¹⁵ und makrosoziale Modelle unterscheiden. Hier werden zunächst mikrosoziale Ansätze und die für sie typische Schwierigkeit, den Zusammenhang von Interaktion und sozialer Struktur zu modellieren, untersucht.

¹⁴ So unterschätzen Publikationen aus der Tradition der Sozialanthropologie regelmäßig die Bedeutung machstruktureller Asymmetrien auch für den neuen Rassismus. Stolcke folgert z.B. aus der logischen Symmetrie „kulturell fundamentalistischer“ Argumentationen, dass diese Kulturen nicht hierarchisch anordnen, sondern räumlich trennen würden (1995: 8). ImmigrantInnen stehe es im Gegensatz zu Schwarzen offen, sich zu assimilieren. Dass auch bei MigrantInnen Aussehen zum Anlass für soziale Ausgrenzung eingesetzt wird, stellt sie selbst fest, bezieht diese Erkenntnis aber nicht auf die von ihr zuvor propagierte Assimilationslösung.

¹⁵ Biologistische und psychologisch reduktionistische Ansätze, die das Problem des Rassismus radikal naturalisieren und meist auch individualisieren, wie z.B. die Annahme einer angeborenen Fremdenangst, sind meines Erachtens hinlänglich widerlegt (z.B. Lewontin et al. 1984; Cernovsky 1997), so dass sie in dieser Arbeit keine weitere Berücksichtigung finden.

Psychologischer Individualismus: Vorurteilsforschung und Theorie sozialer Kategorisierungen

Die frühe Rassismusforschung war von individuumszentrierten Ansätzen wie der Theorie der autoritären Persönlichkeit (Adorno et al. 1968) und der Vorurteilsforschung (Allport 1971 [1954]; aktueller z.B. Devine 1989)¹⁶ geprägt. Ab den 60er Jahren verschob sich das Interesse hin zu Kleingruppen: Die Theorie sozialer Gruppenbildung und sozialer Identität (Sherif 1967; Tajfel 1970, 1978; Tajfel et al. 1971; aktueller z.B. Fisher 1990) wird im nächsten Abschnitt behandelt werden.

Im Rahmen des psychologischen Individualismus erscheint das Phänomen „Rassismus“ als Eigenschaft von Individuen: als autoritäre Persönlichkeit, als irrationales Vorurteil oder als kognitiver Fehlschluss. Die überindividuellen und gesellschaftlichen Aspekte von Rassismus werden erwähnt. Sie rahmen jedoch als kognitives Repertoire oder historischer Trend individuelle Fehlentwicklungen. Zum Beispiel wird die autoritäre Persönlichkeit aus den in einer spezifischen Gesellschaft vorherrschenden Erziehungsmethoden erklärt. Dass nicht alle Angehörigen einer Gesellschaft unter dieser Pathologie leiden, bzw. dass diese Persönlichkeitsstruktur nur in bestimmten politischen Situationen zu Gewalttaten führt, kann aber nicht im Rahmen der Theorie erklärt werden. Bei einem Phänomen, das so deutliche politische, historische und kollektive Bezüge aufweist wie Rassismus, lässt sich leicht zeigen, dass die individuumszentrierte Forschung den Gegenstand in nicht rechtfertigender Weise verkürzt. „Social psychology often limited its focus to individual prejudices or stereotypes, thereby often ignoring the essential group-based and social dimensions of ethnic cognition and interaction“ (Van Dijk 1987: 14).

Allgemeine
Kritik

Doch auch wenn man akzeptiert, dass die Psychologie einen Teilbereich des Phänomens untersucht und z.B. die historische Genese rassistischer Diskurse anderen Disziplinen als Gegenstand überlässt, bleiben zwei Schwierigkeiten bestehen. Das Problem, welches individuumszentrierte Ansätze untersuchen, ist nicht die gesellschaftliche Persistenz oder Veränderbarkeit von Rassismus, sondern die Frage, welche Menschen Vorurteile übernehmen und welche nicht. Damit wird das Erklärungsinteresse auf das unerwünschte Denken bestimmter Personen gelenkt. Indem man diese als deformiert konstruiert, erscheint auch die Frage des Rassismus als ein Problem von Marginalisierten (Howitt und Owusu-Bempah 1994: 86). Zum Beispiel misst die Umfrageforschung nach wie vor die Verbreitung von rassistischen Einstellungen in der Bevölkerung. Dahinter steht implizit oder explizit die Frage, wie viele Menschen „irrationale“ rassistische Überzeugungen hegen, wie viele Individuen also von der sozial erwünschten Norm abweichen.

Pathologi-
sierung von
RassistInnen

Eng verknüpft mit dieser Kritik ist ihr logisches Gegenteil. Da alle Mitglieder eines kommunikativen Raums die in diesem gängigen Vorurteilshalte kennen, auch wenn sie sie nicht vertreten, entspricht es der Alltagserfahrung, dass „alle Menschen Vorurteile im Kopf haben“. Diese Erfahrung wird z.B. von der Theorie sozialer Kategorisierungen bestä-

Banali-
sierung des
Problems

¹⁶ Die Theorie sozialer Kategorisierung (z.B. Tajfel 1969; Turner et al. 1987; Oakes et al. 1994) wird implizit mit der Vorurteilsforschung behandelt, obwohl sie diese weiterentwickelt. Die Unterschiede sind für meine Argumentation nicht relevant.